

Gutgemeinte Käfighaltung

Bis vor wenigen Jahrzehnten tobten Kinder jede freie Minute durch Straßen und Wälder. Heute sind Abenteuerspielplätze umzäunt und von Eltern bewacht. Von Alex Rühle

Direkt vor unserem Haus lag „Müllers Wiese“. So nannten wir das unbestellte, wilde Feld, das einem älteren Bauern gehörte, eben Herrn Müller, einem netten Mann mit Apfelbäckchen und feinen Falten. Einmal im Jahr schaute er vorbei, zum Mähen, bei dem wir ihm dann „helfen“ durften, was hieß, dass er uns auf seinem blauen Traktor mitfahren ließ.

Müllers Wiese war eine Art Gemeinschaftsgarten für alle Kinder der Nachbarschaft damals in Grünwald. Mal zu dritt, mal zu zehnt bauten wir Pfade durchs silbergrüne Gras und legten Lager an für unsere Schätze: Vogelfedern, glitzernde Steine, rote Oktoberfest-Schraubenzieher, all das magische Zeug. Von der anderen Seite des Felds tasteten sich die Munte-Kinder heran, und wenn wir uns nach ein paar Tagen in der Mitte trafen, gab es Entführungen, Schlägereien, es war herrlich. Heim kamen wir, wenn es dunkel wurde, und wenn unsere Mutter fragte, wo wir waren, sagten wir „draußen“ oder „mit Amrei und den Sieberts unterwegs“.

„Erinnerung“, so schreibt Vladimir Nabokov, „Erinnerung ist der lange Sonnenuntergangsschatten der Wahrheit.“ In besonders warmes, goldenes Licht sind wahrscheinlich bei allen Erwachsenen die Erinnerungsbilder getaucht, die einen

WILDE ZEITEN

Lagerfeuer anzünden, Baumhäuser bauen, mit Pfeil und Bogen schießen: Die Erinnerungen Erwachsener an ihre Kindheit klingen heute wie Geschichten aus einem fernen Land.

als Kind in der Natur zeigen: im Wald, beim Baumhausbauen. Im Steinbruch. Im vollgerümpelten Hinterhof. Am Bach, an dem man einen Staudamm baut, und plötzlich taucht im Wasser der glattglänzende Rücken eines Fisches auf.

Viel matter erinnert man sich an Szenen in Kinderzimmern, im Hort, einer Turnhalle oder einem Spielplatz mit Müttern drum rum, an Szenen in all den pädagogischen Käfigen also, in denen Kinder heute nur zu ihrem eigenen Besten beaufsichtigt und beschützt werden.

1972 ging der amerikanische Psychologiestudent Roger Hart in eine Kleinstadt in Vermont, um das Spielverhalten von Kindern, genauer die „Geografie der Kindheit“ zu erforschen: Er hing mit den Kindern draußen rum, im Sommer lief er barfuß wie sie durch den Wald, half ihnen, Hütten zu bauen, und bekam dabei heraus, wo sie bevorzugt spielten, was sie machten – und dass jedes der Kinder einen oder mehrere Orte hatte, die es als sein eigenes Reich betrachtete, einen Ort, an dem es sich vor der Welt verstecken konnte, an dem es ging, um nachzudenken oder einfach um weg zu sein.

Im Frühjahr 2006 kehrte Hart in dieselbe Kleinstadt zurück und kam auf einen fremden Planeten: Er fand draußen keine spielen-

den Kinder mehr. Natürlich, es gab exquisit ausgestattete Spielplätze und viele Gärten. Aber die Pfade, auf denen er sich damals mit den Kindern herumgetrieben hatte, waren überwachsen, die Gebüschlabyrinth verwaist, die Hütten eingefallen.

Die damaligen Kinder sind inzwischen selbst Eltern geworden. Während sie sich aber im Wohnzimmer mit Hart unterhielten und nostalgisch von Verstecken in Brombeerhecken, Tipis und Sandsteinhöhlen schwärmten, saßen ihre eigenen Kinder oben im Kin-



derzimmer, bewegten leise Spielzeug über den allergiefreien Teppich oder sahen fern.

Harts Befund, die Kinder wüchsen nur noch in umhegten, geschützten Räumen auf, fügt sich in ähnliche Untersuchungen ein. Man muss nicht so weit gehen wie der amerikanische Kinderpsychologe Mark Francis, der von der „eingesperrten Kindheit“ spricht. Aber noch vor 20 Jahren hatten Kinder in Deutschland gewöhnlich einen Abenteuer-Radius, der Feld, Wald, Wiese und Straße einfiel. Heute bewegen sie sich allenfalls in Sichtweite besorgter Eltern von zu Hause fort. Und wenn sie draußen sind, dann fast ausschließlich in Gehegen wie Trainings- oder Spielplätzen mit DIN-gemäßen und TÜV-geprüften Gerätschaften.

Nun klingen all die Erzählungen der Erwachsenen, wie sie mal aus Versehen das Feld vom Bauern Müller angezündet haben, weil sie mit dem Benzinkanister grillen wollten; wie sie unten am Fluss übernachtet haben oder in der Stadt in alten Ruinen herumstrolcherten – all diese Erinnerungen klingen für viele heutige Kinder wie Geschichten aus einem fernen Land.

Teilweise sind sie das auch: Die BRD der fünfziger und sechziger Jahre mit ihren Kriegebrachen hat wenig zu tun mit

dem Land, in dem unsere Kinder heutzutage aufwachsen.

Die Stadt ist ein optimal genutzter Raum. Brachen, Wildwuchsflächen, vollgerümpelte Hinterhöfe gibt es kaum noch, schließlich ist das potentieller Baugrund. Auch Bauer Müller, so nett er war, hat seine Wiese irgendwann verkauft, heute steht dort ein klobiger Kasten mit xyladecor-braunen Balkonen und umzäumtem Rasenstück. Und wenn ich meine Eltern besuche, sehe ich in den kleinen Straßen, auf denen wir täglich unterwegs waren, nie Kinder. Nie. Es gibt aber auch kaum noch welche. Nur noch in jedem dritten deutschen Haushalt leben Kinder. Und auf die wird aufgepasst wie auf chinesische Ming-Vasen.

„Der Wert des einzelnen Kindes ist enorm gestiegen, seit Eltern entscheiden können, ob sie Kinder wollen“, schreibt der Schweizer Kinderarzt Remo H. Largo. „Und wenn sie sich dafür entscheiden, muss es auch ein Erfolg werden.“ Laut

einer Studie des britischen Innenministeriums spielen 33 Prozent aller Kinder bis zu zehn Jahren nie ohne Aufsicht Erwachsener im Freien.

ALEX RÜHLE,
Jahrgang 1969, arbeitet als Feuilletonredakteur für die „Süddeutsche Zeitung“ in München. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Jedem Kind fielen zwar solche Momente ein. Es waren allerdings fast nur Scharnierzeiten, Momente des Leerlaufs im straff durchorganisierten Tagesablauf: vor dem Fußballtraining, im Schulbus, nach dem Unterricht an der Straßenbahnhaltestelle. Hart folgerte lakonisch, die Gelegenheiten, sich gemeinsam ganz eigene Aktivitäten auszudenken, seien „sehr rar“.

Fragt man Eltern, ob ihr Kind freie Tobezeit haben sollte, nicken wahrscheinlich erst mal alle eifrig. Gleichzeitig wollen sie aber, dass ihr Kind ein Instrument spielt, eine Sportart im Verein ausübt und einen Extrasprachkurs macht. Und während man früher auf die Sprengelschule ging, werden heute viele Kinder im Auto durch die halbe Stadt gekarrt, schließlich steht das eigene Kind ab der ersten Klasse im direkten Konkurrenzkampf mit kleinen wohlherzogenen Lernmaschinen aus China und Indien, da darf es nur die beste Schule sein.

Leider muss man dann an der freien, vermeintlich unproduktiven Zeit knapsen. Der Bostoner Psychologe David Elkins befragte Kinder und fand heraus, dass die meisten Stress empfinden; viele sagten sogar, dass sie sich häufig gestresst fühlen. Laut Elkins übertragen Eltern ihre eigenen diffusen Überforderungsängste auf die Kinder. Sie selbst fühlen sich dem Markt, dem Computer, den Medien nicht gewachsen und wollen ihre Kinder fit machen für all diese Dinge. Zumal ein Kind, das am Computer spielt, währenddessen wunderbar ruhig ist und danach keine schmutzige Klamotten hat.

Aber verrückt ist das schon: Statt wenigstens den Kindern viel zeitlichen Wildwuchs zu lassen, unrythmisierte Zeit, die sie völlig frei gestalten können, werden von den Eltern alle Rhythmen zuplannt, gibt es auch für die Kinder nur gestundete Zeit. Interessant wäre es, herauszufinden, wann das Erziehungsmantra „Benimm dich!“ abgelöst wurde durch: „Beeil dich!“, heutzutage der Hauptbefehl an die Kinder.

Durch diffuse Globalisierungsängste, den allgegenwärtigen

Dieselben Eltern wundern sich, wenn ihre Kinder kaum noch dazu in der Lage sind, Spiele zu erfinden und die Eltern dauernd fragen, was sie machen sollen.

„Kinder aus der Mittelschicht wachsen in viel stärkerem Maß unter den wachsamen Augen von Erwachsenen auf als noch in den sechziger Jahren“, schreibt die niederländische Sozialgeografin Lia Karsten. „Früher durfte mancher Vierjährige allein auf die Straße, heute kommt das kaum noch vor.“

Es ist schön, dass Eltern heute eine enge Beziehung zu ihren Kindern haben, oft enger als die Beziehung dieser Erwachsenen zu ihren eigenen Eltern je war. Problematisch wird es aber, wenn Eltern denken, dass Kinder nur dann „richtig“ lernen, wenn ein Erwachsener als Erklärer, Schiedsrichter, Lenker dabei ist. Das Gegenteil ist wahr: Kinder lernen im freien Entdecken, Erkunden, Erproben der Welt für ihre Persönlichkeitsentwicklung mehr, als wenn immer ein welterklärender Mediator neben ihnen steht. Auf eine Umfrage des Deutschen Jugendinstituts, was es sich am meisten wünsche, antwortete jedes dritte Kind: mehr Kinder zum Spielen.

Roger Hart fragte die heutigen Kinder von Vermont, wann sie andere Kinder ohne die Organisation Erwachsener treffen würden.

tigen Pisa-Stress und einen Psychologie-Hype um das Thema frühkindliche Förderung verunsichert, beobachten viele Eltern heute ängstlicher, ob ihre Kinder den von der Erziehungsratgeberindustrie vorgegebenen Normen entsprechen.

Sie lachen abends beim Vorlesen mit ihren Kindern über die Streiche von Michel aus Löneberga. Sollte sich aber am nächsten Morgen eines der Kinder probeweise so aufführen wie Michel, wird es sich noch am selben Nachmittag im Wartezimmer eines ADS-Spezialisten wiederfinden.

Tom Sawyer gälte heute wohl als hoffnungslos schwererziehbar. Das mag witzig klingen. Aber wenn die Vergabe des Bravmachers Ritalin innerhalb von zehn Jahren um 3591 Prozent stieg; wenn jedes vierte Kind unter acht Jahren schon bei einem Therapeuten war, sei es ein Ergotherapeut, ein Logopäde oder ein Kinderpsychologe, sagt

„WISSENSDURST WIRD DURCH KLUGSCHEISSEREI VERDORBEN“ Der Neurobiologe Gerald Hüther über die Lust am Spielen

SPIEGEL: Professor Hüther, der Bewegungsradius von Kindern, das Spielrevier, in dem sie sich frei bewegen können, wird immer kleiner. Wie wirkt sich das auf ihre Entwicklung aus?

Hüther: Kinder unter Daueraufsicht, die immer nur an der Hand von Erwachsenen umhergeführt werden, gleichen Haustieren, Stalleseln, die das Leben in der Freiheit nicht mehr kennen. Aus der Hirnforschung wissen wir, dass unter diesen Bedingungen die Ausreifung des Gehirns nicht optimal gelingt. Das Gehirn bleibt eine Kümmerversion dessen, was daraus hätte werden können.

SPIEGEL: Was ist falsch daran, wenn sich die Eltern in die Aktivitäten des Kindes einmischen?

Hüther: Die Eingriffe der Erwachsenen sehen häufig so aus, dass das Kind den Mut am eigenen Gestalten und Entdecken verliert – Wissensdurst wird durch Klugscheißerei verdorben. Nehmen wir ein einjähriges Kind, das endlich aus fünf Holzklötzen einen kleinen Turm gebaut hat und darauf stolz ist. Dann kommt der Papa nach Hause und sagt: „Oh, hast du einen schönen Turm gebaut! Aber guck mal, der Papa kann einen noch größeren!“ So etwas ist tödlich. Der Vater mischt sich ins Spiel ein, statt das Kind zu ermutigen, und verdirbt ihm so den Spaß am Turmbauen. Ein vorbildlicher Vater schickt das Kind auf seiner Suche nach Antworten auf den richtigen Weg. Kinder müssen von Erwachsenen inspiriert werden, nicht angeleitet.

SPIEGEL: Wie können Eltern, die mit ihrem Kind mitten in einer Großstadt leben, noch inspirierend sein?

Hüther: Die Eltern können sich mit den Kindern aufs Fahrrad setzen und dorthin fahren, wo es etwas zu entdecken gibt. Keine Museen, sondern Schrottplätze, Müllhalden! Oder Wiesen, Bäche, Wälder – da gibt es viele Möglichkeiten. Eltern können sich auch zusammenschließen, können innerhalb ihres Wohnbereichs Räume schaffen, in denen die Kinder Dinge gestalten können. Denn das ist kindliches Spielen: gemeinsam Dinge gestalten, die nicht von Erwachsenen vorgeschrieben sind. Es gibt auch Kindergärten, in denen das versucht wird, beispielsweise die Wald-

kindergärten. Da müssen sich die Kinder alles selbst erfinden.

SPIEGEL: Statt mehr Freiheit wird – vor allem im schulischen Bereich – häufig mehr Disziplin im Umgang mit Kindern gefordert. Was halten Sie davon?

Hüther: Aus neurobiologischer Sicht – und das weiß auch jeder Pädagoge, der das Herz an der richtigen Stelle hat – führt mehr Disziplinierung nicht zu mehr Disziplin, sondern lediglich zu Gehorsam, wenn überhaupt. Wer Disziplin will, muss Kindern die Möglichkeit geben, den Nutzen von Disziplin zu erfahren. Sie sollten Gelegenheit bekommen, eine selbstgestellte Aufgabe zu lösen, etwa ein Baumhaus zu bauen. Dabei erfahren sie, dass man das nicht hinkriegt, wenn man sein Werkzeug nicht zurechtlegt und nicht vorher einen genauen Plan gemacht hat. Kinder müssen eingeladen werden, sich als Weltentdecker und Gestalter dieser Welt zu betätigen – und das können sie am leichtesten im Spiel, nicht im Unterricht.

SPIEGEL: Schule gilt heute als Institution, in der Kinder Dinge lernen, die sie für ihr späteres Leben benötigen.

Hüther: Die meisten Eltern, viele Schulen und wahrscheinlich sogar einige Kultusbehörden haben noch nicht mitbekommen, dass die Wirtschaft und auch die Hochschulen am schlimmsten darunter leiden, dass dort junge Leute ankommen, die nicht genug Motivation mitbringen. Sie haben die Lust am Entdecken und Gestalten hoffnungslos verloren. Wir versuchen immer, den Kindern in der Schule Sachwissen beizubringen. Dabei haben Pädagogen schon vor hundert Jahren darauf hingewiesen, dass es nicht darauf ankommt, einfach nur die Kulturgüter an die Kinder weiterzugeben, sondern darauf, in den Kindern immer wieder neu den Geist zu wecken, der die Kulturgüter hervorbringt. Das heißt, am Ende ginge es in unseren Schulen nicht primär darum, dass alle perfekt Mathe, Englisch und Deutsch oder sonst was können, sondern dass sie begeisterte Lerner und Entdecker dessen sind, was Mathe, Englisch und Deutsch beinhaltet. Das ist etwas völlig anderes. Schon die alten Griechen haben gesagt: Es geht nicht darum, Fässer zu füllen, sondern Fackeln anzuzünden. **INTERVIEW: FELIX ZELTNER**



JENS NEUMANN

Hüther, 57, leitet die Abteilung für neurobiologische Grundlagenforschung an der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen.



J. H. DARCHINGER, S. 42/43: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

das sicher mehr aus über die neurotischen Ängste der Eltern als über das Wesen ihrer Kinder.

Apropos Ängste: Es sterben weniger Kinder im Straßenverkehr als zu der Zeit, in der wir selbst Kinder waren. Es gibt auch nicht mehr Kinderschänder. Aber sehr viel mehr Ängste vor Kinderschändern.

Roger Hart schreibt über sein Projekt in den Siebziger: „Damals spielten die Fünfjährigen unbeaufsichtigt draußen. So bin ich eben rumgelaufen und habe mich mit den Kindern unterhalten. Ich habe nie an eine Tür geklopft und gesagt, übrigens, Mrs. Smith, ich bin gekommen, um mich mit ihrem Kind zu unterhalten. Ich habe es einfach gemacht, und die Eltern wussten, wer ich war, und wenn sie rausschauten, haben sie sich gedacht, ah, da ist Roger, der ist schon in Ordnung. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das heute so ablaufen würde.“

Die dank der Elternängste neuentstandene Kindersicherheitsindustrie reibt sich die Hände: Jeder dritte Achtjährige besitzt ein Mobiltelefon, damit die Eltern wissen, wo ihr Kind gerade ist. Einige Telefongesellschaften bieten Rundumüberwachung an. Ist das Kind nicht pünktlich zu Hause, können die Eltern es über ihren Computer via GPS auf zehn Meter genau verorten. Bei an-

BOLZPLATZ 1955

Kicken auf der Straße war auch früher schon gefährlich. Aber es gehörte zum Leben dazu.

deren Handys kann man einstellen, dass sich das Kind nur 500 Meter von zu Hause fortbewegen kann; wird der Radius überschritten, sendet das Handy eine SMS an die Eltern. Da ist es schwer, ein Baumhaus zu bauen.

Mein Sohn kommt im September in die Schule. Ich habe mir immer ausgemalt, dass ich ihn dann jeden Morgen mit dem Rad begleite, wir beide, unser Weg ... Jetzt habe ich gelesen, dass bis in die Siebziger fast jeder Erstklässler ohne Begleitung zur Schule ging. Und mir fiel ein, wie ich selbst zur Schule lief, an Müllers Feld vorbei, in dem wir am Nachmittag wieder unser Lager bauen würden, hoffend, dass es eine Keilerei mit den Munties geben würde. Soll er also allein gehen? Hmm, denke ich, aber der Verkehr. Und er ist doch noch so klein.

Eines der erfolgreichsten Sachbücher in Amerika und England war in den vergangenen Jahren übrigens das „Dangerous Book for Boys“, ein Buch, das Jungen erklärt, wie man Feuer macht, Baumhäuser baut, Pfeile schnitzt. Ein Zwölfjähriger schrieb an den Verlag einen Dankesbrief, weil ihm das Buch zum ersten Mal gezeigt habe, „dass es okay ist zu spielen“.